

Wöchentlich 70 Pfennig, monatlich 2 Reichsmark, voraus zahlbar. Unter Streifenband im In- und Ausland 5,50 Reichsmark pro Monat.

Der „Vorwärts“ mit der Illustration Sonntagsbeilage „Volk und Zeit“ sowie den Beilagen „Unterhaltung und Wissen“, „Aus der Filmwelt“, „Stadtlebende“, „Frauenstimme“, „Der Kinderfreund“, „Jugend-Expedition“, „Bild in die Zukunft“, „Kulturarbeit“ und „Kunst“ erscheint wöchentlich zweimal, Sonntags und Montags einmal.

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Donnerstag
17. November 1927
10 Pfennig

Die einzige in der Konvention 1927 10 Pfennig. Beilagezeitung 5.— Reichsmark. „Kleine Anzeigen“ das letzte Heft 25 Pfennig (zulässig zwei reitgedruckte Worte) jedes weitere Wort 12 Pfennig. Stellenangebote das erste Wort 15 Pfennig, jedes weitere Wort 10 Pfennig. Worte über 15 Buchstaben zählen für zwei Worte. Arbeitsmarkt Seite 50 Pfennig Familienanzeigen für Abonnentenzeitung 10 Pfennig. Anzeigenannahme im Hauptgeschäft: Lindenstraße 6, wochentags von 9 bis 17 Uhr.

Redaktion und Verlag: Berlin SW 68, Lindenstraße 3
Fernsprecher: Köhlfeld 292-297. Telegramm-Adr.: Sozialdemokrat Berlin

Vorwärts-Verlag G. m. b. H.

Postkonten: Berlin 37536. — Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten Köhlfeldstr. 6. Diskontokonto: Postsparkasse Lindenstr. 3

Sinowjew, der Verräter.

Hilferding prophezeigte ihm in Halle sein Schicksal.

Im Oktober 1920 tagte in Halle der Parteitag der Unabhängigen Sozialdemokratie, der mit der Spaltung der Partei endete. Hauptredner waren Sinowjew und Hilferding. Die Russen hatten die Annahme der berüchtigten 21 Punkte und die Ausschließung Kautskys, Hilferdings und anderer aus der Partei gefordert, die Sinowjew kurz zuvor in Moskau als „Schurken und Sozialverräter“ beschimpft hatte. In Halle änderte aber Sinowjew seine Taktik, er forderte den rechten Flügel des Parteitags auf, ihm die Punkte zu nennen, in denen nach seiner Meinung die 21 Bedingungen abgeändert werden sollten. Die Antwort Hilferdings geben wir nach dem stenographischen Protokoll wieder:

Und nun frage ich Sinowjew: Worin besteht Ihre Legitimation, ein solches Angebot zu machen? (Sehr richtig! rechts.) Sie sind Präsident der Exekutive. Hat das Exekutivkomitee Sie ermächtigt, diese Bedingungen abzuändern? (Hört, hört!) Hat das Exekutivkomitee das vielleicht in derselben Sitzung getan? — Ich nehme an, daß es die Sitzung vor Ihrer Abreise war — worin Sie uns als „bewußte Gauner“, als „Schurken“, als „Verräter“ bezeichneten? Ich frage Sinowjew: Von wem hat er den Auftrag, mit diesen „bewußten Gaunern“, „Schurken“ und „Verrätern“ auf neue zu verhandeln? (Zwischenrufe.) Ich habe diese Frage zu stellen. Meine persönliche Auffassung ist es, daß Sie diesen Entschluß erst gestern gefaßt haben, als Sie in der Atmosphäre einer westeuropäischen Partei einige Zeit gewirkt haben. (Zuruf links: Wissenschaftlicher Schwächer!) Soll ich annehmen, daß die Verhandlungen hier Sie überzeugt haben, daß wir doch nicht die Leute sind, als die Sie uns bezeichnen? (Sehr gut!) Ich glaube das nicht, und ich glaube das nicht, weil Sinowjew ja selbst etwas gesagt hat, was so außerordentlich charakteristisch ist für diese Methoden, mit vergifteten Waffen den Kampf innerhalb der Partei zu führen. (Sehr richtig! Widerspruch.) Er hat uns gesagt, seid doch nicht so empfindlich, das ist doch nur der Ton, das braucht man nicht so ernst zu nehmen. (Sehr richtig!) Ich glaube, daß Sinowjew es durchaus nicht ernst meint, wenn er uns „bewußte Gauner“ nennt, es gar nicht ernst meint, wenn er uns „Schurken“ und „Sozialverräter“ nennt. (Zuruf: Die deutschen Arbeiter!) Aber Genossen, wenn er es nicht so ernst meint, wenn das nur ein Ton ist, ein schlecht gewählter Ton, dann um so schlimmer. (Sehr wahr!) Denn die Folgen sind verdammt ernst. Diese Folgen sehen wir hier, wo die Partei vor ihrer Spaltung steht. Diese Folgen sehen wir draußen, wir leben sie darin, daß die Arbeiter nach dieser Methode systematisch aufgebracht werden gegen alle Vertrauensmänner in der Partei. (Sehr richtig!)

Was Sie heute gegen uns betreiben, werden morgen die kommunistischen Arbeiter gegen Sie betreiben.

(Sehr richtig! Händeklatschen rechts.) Das sind schimpfliche und verwerfliche Methoden, und deshalb sind diese Mittel zurückzuweisen, deshalb ist es ein Verbrechen, wenn der Arbeiterschaft Deutschlands solche Kampfmittel zugemutet werden. (Bravo! Händeklatschen rechts.) Mit dieser Hege gegen die Führer und Vertrauensmänner der Arbeiterschaft richten Sie nur maßloses Unheil an und öffnen allen Abenteurern und Charlatanen der Politik die Türen.

Jetzt hat sich Hilferdings Prophezeiung erfüllt, jetzt ist Sinowjew von demselben Schicksal ereilt worden, das er damals in Halle anderen bereiten wollte. Man hat ihn aus der kommunistischen Partei hinausgeschleudert und man spart nicht an ihm nachgeschleuderten ungeheuerlichen Beschimpfungen. Aber auch sonst waren die Wirkungen von Halle ganz anders, als man in Moskau erwartete. Halle wurde das Vorbild zum sozialdemokratischen Einigungs-parteitag von Nürnberg. Die Kommunisten aber, die damals glaubten, mit einem Schlage die Herrschaft über die deutsche Arbeiterbewegung gewinnen zu können, brachten es nicht einmal soweit, auch nur ein Viertel der sozialistisch gefinnigen Arbeiter unter ihren Fahnen zu vereinen. Die Sozialdemokratie schreitet einig und geschlossen vorwärts, während die KPD seit Halle unzehlig Krisen durchgemacht hat. Ihr Sieg von Halle ist ihr lehrschlecht bekommen. Der Mann aber, der sie damals, 1920 zum Siege geführt hat, war — wie man jetzt aus der „Roten Fahne“ erfährt — schon seit 1917 von Lenin als „Sirenbrecher“ und „Verräter“ gebrandmarkt.

Der Anschluß des Rechtes.

Die gemeinsamen Ausschussberatungen in Berlin fortgesetzt.

Wien, 17. November.
Die Delegierten des Rechtsausschusses des Deutschen Reichstags und des Sonderausschusses des österreichischen Reichsrates beendeten ihre dreitägige Konferenz über den Strafgesetzentwurf. Die Fortsetzung der Konferenz ist für einen Zeitpunkt in Aussicht genommen, an welchem der allgemeine Teil des Strafgesetzentwurfs in den Ausschüssen beider Parlamente erledigt sein wird, etwa in der zweiten Dezemberhälfte oder in den ersten Januarwochen in Berlin.

Die erzwungene Aussperrung.

Terror der Syndizi der Zigarrenfabrikanten.

Nach der Annäherung der Aussperrungsleitung des Reichsverbandes deutscher Zigarrenhersteller dürfen sich ab 14. November keine Arbeiter mehr in den Betrieben befinden. In Wirklichkeit sieht es wesentlich anders aus; denn nicht wenige Zigarrenfabrikanten versuchen, mitunter auf sehr trümmigen Wegen, ihrer Organisation ein Schnippchen zu schlagen. So gibt es in Westfalen Firmen, die alles weiterarbeiten lassen, was irgendwie mit den Angestellten und Werkmeistern des Betriebes verwandt und verwandt ist. Bei einer Firma mit mehr als 120 Arbeitern sind z. B. knapp 40 ausgesperrt worden. Alle übrigen gehören zur „Verwandtschaft“ und arbeiten weiter. Eine Firma in Westfalen gibt

ihren ausgesperrten Helmarbeitern 80 bis 100 Pfund Tabak mit nach Hause.

Sicher doch nur zum Aufbewahren. Andere Firmen haben auf einmal Dutzende von betriebswichtigen Arbeiterinnen und Arbeitern zu Werkmeistern und Hilfsmeistern avancieren lassen, während wieder andere durch eine auffallend große Zahl von „Schlingern“ über die Aussperrung hinweg zu kommen hoffen. Am schlauesten hat es jedoch eine westfälische Firma gemacht, die ihre Arbeiter „vorchristlich“ aussperrte und dann — einem Meister die Fabrikation übergab. Dieser beschäftigt nun die ausgesperrten Arbeiter und „verkauft“ die fertiggestellten Zigaretten an das aussperrnde Mitglied des RdZ.

Mit allen Mitteln wird also versucht, den Aussperrungsbeschluss des RdZ zu umgehen. Sicher ein Zeichen dafür, daß viele Zigarrenfabrikanten nur der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, die Aussperrung mitmachen. Ohne den grenzenlosen Terror des RdZ würde sicher ein großer Teil der Zigarrenfabrikanten gar nicht aussperrn. Das beweisen auch die vielen Kündigungen, die erst nachträglich vom RdZ

durch Androhung hoher Konventionalstrafen erzwungen worden sind. So hat eine Firma im Rheinland ihre am 11. No-

vember auf den 26. November gefündigten Arbeiter schon am 12. November entlassen, weil sie sonst 75 000 M. Konventionalstrafe hätte zahlen müssen.

Aber auch sonst passieren Dinge, die der Deffenlichkeit nicht vorenthalten werden sollen. So stellte eine nicht unbedeutende Firma im Siegener Bezirk an die Sortierinnen ihres Betriebes das Ansinnen, auch über den Aussperrungstermin hinaus weiterzuarbeiten. Das Ansinnen ist jedoch von der übergroßen Mehrheit der Sortierinnen abgelehnt worden. Ein Mitglied des RdZ in Schlesien beteiligte sich auch an der Aussperrung.

bewilligte jedoch bald darauf die 15 Proz. Lohnerhöhung und stellte die Arbeiter wieder ein.

Und das alles, weil die Firma auch noch eine Schnaps- und Bildfabrik besitzt und es nicht gern mit der Arbeiterschaft verderben möchte! ... Auch eine Berliner Firma, die ihre Betriebe im Osten hat, möchte es nicht gern mit ihren Abnehmern verderben. Sie richtete an ihre Abnehmer ein Schreiben, worin es zum Schluß heißt:

„Der Kampf ist uns ausgenötigt worden (?) und bringt uns unseren Herren Abnehmern gegenüber in die peinlichste Lage. Wir sind für den Augenblick außerstande, Ihnen anzugeben, was von den günstigsten Waren für Sie versandt werden kann. Einen diesbezüglichen Bescheid lassen wir folgen. Als neue gegebene Aufträge können wir vorerst nicht für Sie vermerken, da nicht zu übersehen ist, wie lange diese bedauerlichen Verhältnisse anhalten.“

Zum Schluß sei dann noch die Frage gestellt, seit wann es zu den Aufgaben der Reichsbahn gehört, für die ausgesperrten Zigarrenfabrikanten Partei zu ergreifen. In Verdau (Sachsen) sind nämlich beim Bahnbau beschäftigt gewesene ausgesperrte Tabakarbeiter auf Betreiben der RdZ wieder entlassen worden. Ist denn die Reichsbahn verpflichtet, nach der Preise des RdZ zu tanzen?

Hugenberg und der „Fronvogt“.

Wandlungen eines Deutschnationalen.

In der Scherl-Presse prangt heute morgen der im „Vorwärts“ bereits besprochene Artikel des Herrn Hugenberg „So gehtes nicht weiter.“ Wagt man den Erguß als Ganzes auf sich wirken, so kann man nur staunen, in welcher infamer Weise der rechtsradikale Führer und Putschfreund den Brief Parker Gilberts für seine eigenen politischen Zwecke auszunutzen sucht. Endlich, wohl unter dem Eindruck des Buhtags, hat Hugenberg entdeckt, daß der von ihm bisher aufs schärfste belämpfte Dawes-Plan Deutschland nicht nur Zahlungen auferlegt, sondern ihm auch Möglichkeiten bietet. Natürlich nicht im Rahmen der Weimarer Verfassung — denn Sozialisten dürfen nicht mitreden. Nur eine Diktatur der bürgerlichen Parteien kann eine Finanzkontrolle vermeiden, wie sie Parker Gilbert freudlichst angedündigt hat.

Das alles sagt Hugenberg nicht etwa einfach und offen, sondern er umschleiert es mit allerlei Phrasen, die diese Zielsetzung als eine „nationale“ erscheinen lassen sollen. Rechtsdiktatur als Gerichtsvollzieher der Entente — das wäre doch etwas zu hart für die Ohren der frommen Hugenberg-Leser. Aber der Sache nach will Hugenberg nichts Beringeres.

Hugenberg versieht es, überall Mittel zur Lobpreisung seiner Diktatur, und Helfer zu finden. 1920 war Kapp, 1923 Hitler, 1926 Czapla die große Hoffnung. Heute ist es Parker Gilbert, der Beauftragte der Ententegläubiger, der den deutschnationalen Volksfeinden die Mittel zur politischen Vormacht liefern soll.

In der demagogischen Broschüre „Die Auszehrung Deutschlands“, die Hugenberg Anfang vorigen Jahres herausgegeben hat, steht über den Dawes-Kommissar folgendes zu lesen:

„Der Fronvogt ist der Vollzieher eines neuen ehernen Gesetzes der Verelendung, das der Dawes-Vertrag über uns verhängt hat.“

Die Deutschen wissen aber kaum, daß er existiert, und suchen sich untereinander die letzten Bissen vom Tische wegzuschlagen. Dieser simple bürgerliche Herr Soundso ist ja so unscheinbar.

Altbewährtes angelsächsisches System, wohl ausgebildet in Indien, wohlerprobt in Ägypten und anderswo. Der angelsächsische Sachwalter und Bewahhaber, persönlich stets ein tadelfreier Ehrenmann, hält sich im Hintergrund. Im Vordergrund müssen unsere Behörden agieren und das Dilemma der ungeschickten Verelendung tragen. Englisch-ägyptisches System nach indischen Methoden. Wie machten sie es in Ägypten? Ein ägyptischer Adelsoffizier stand an der Spitze, ein ägyptisches Kabinett regierte. Alle Gesetze ergingen im Namen des Khediven und seiner Minister. Aber in der Hinterstube des Ministeriums sah der schliche, bürgerliche, graugetriebene, unscheinbare englische „Berater“ Verantwortung. Verantwortlich war der ägyptische Wadil; er trug alles üble Odium und allen Haß, aber die Gewalt übte der fast unsichtbare, schlichte, englische Gentleman — kein Regent, kein Fürst, kein Wladimir, kein großer repräsentativer Herr, ein simpler unscheinbarer englischer Generalkonsul. Er blieb ohne Verantwortung im Hintergrund. Im Vordergrund agierten und trugen das Odium und den sich häufenden Haß ägyptische Volksgruppen behörden; da war sogar — um die ägyptisch-deutsche Vorarbeit zu vollenden — das Gehadel und die Geschloßthuberel eines Scheinparlaments. Aber der Herr war der unscheinbare, unsichtbare Generalkonsul-Fronvogt. Wie genau das ägyptische System auf Deutschland übertragen ist, zeigt der ausserordentlich im Dawes-Abkommen formulierte Grundgesetz es sei für die Tätigkeit des Fronvogts aller Deutschen „eine solche Art von Kontrolle wünschenswert, bei welcher der Kommissar keine Verantwortung für die deutsche Verwaltung trägt“.

Keine Verantwortung, aber die ganze Gewalt.

Wie war ein Land und Volk so seiner Freiheit beraubt, nie so reslos durch unterschriebenen Vertrag in die Hand und Willkür seiner Feinde gegeben wie Deutschland und die Deutschen in die Hand des Fronvogts, den sie kaum kennen, obwohl er von jedem Willen ihres Hungers mehr als ein „paradiesisches Zehnten“ nimmt.“

So ließ Hugenberg im vorigen Jahre über das Amt und die Person Parker Gilberts schreiben. Heute propagiert derselbe Hugenberg die nationale Diktatur, um den Wünschen dieses Parker Gilbert gerecht zu werden. Deutschnationale Wandlungen!

Chamberlain wird getadelt.

Die Arbeiterpartei drängt auf die Schiedspflicht.

London, 17. November.

Im Oberhaus fragte Barmoor, ob die Regierung bereit sei, dem deutschen Vorschlag zu folgen und die Fakultativklausel des Internationalen Gerichtshofes im Haag anzunehmen. Es gäbe Meinungsverschiedenheiten unter den Dominions über die Fakultativklausel; doch habe Kanada seit 1924 deutlich die Ansicht zu erkennen gegeben, daß es dieser Klausel nicht ungünstig gegenüberstehe.

Lord Cushendun (früher Ronald McKelvey) antwortete für die Regierung: Er sei kein Anhänger des Völkerbundes. Wenn man behenke, daß die Sachverständigen erklären, daß der letzte Krieg bedeutungslos sein würde, verglichen mit den Schrecken des nächsten Krieges, so könne man sich nicht vorstellen, daß irgendein menschliches Wesen nicht überzeugt sei von der überwältigenden Notwendigkeit, daß alles getan werden müsse, um eine Wiederholung dieser Katastrophe in der Zukunft unmöglich zu machen. Sei weiter die beste Hoffnung auf Erreichung dieses Zieles in der Völkerbund. Daher besteht überhaupt kein Unterschied zwischen eigenen Grundgedanken und denen Parmanes in der Frage des Völkerbundes. Das fürchtbare Risiko des Genfer Protokolls werde jedoch von der gegenwärtigen Regierung nicht angenommen. Die Reichskonferenz sei übergingelommen, keinen Schritt in Richtung der Schiedspflicht zu tun, ohne neue Beratungen zwischen den Dominions und der Regierung in London. Der Vorschlag, eher einen Krieg zu verhindern, als Sanktionen nachher in Kraft treten zu lassen, sei ein unendlich besserer Plan, um sich dem Frieden zu nähern.

Cecil greift das Kabinett scharf an.

Lord Cecil kam auf sein Ausscheiden aus dem Kabinett nach der Fakultativklausel zu sprechen und führte eingehende Einzelheiten über die Verhandlungen in der Abrüstungskonferenz an. Zum Beispiel in der Frage der Flottenbeschränkung sei er angewiesen worden, sich jeder Beschränkung der Zahl der U-Boote zu widersetzen mit der Begründung, daß die Stärke einer Flotte von Schiffen abhängt und nicht von Mannschaften. Es sei darauf hingewiesen worden, daß Marinemannschaften dauernd in Landkämpfen eingesetzt werden seien, daß die Deutschen eine Marinebasis in den Schützengräben gehabt hätten, und daß eine solche Praxis nicht ausgeübt werden könnte. Nach umfangreicher Korrespondenz sei ihm mitgeteilt worden, daß er dem Grundgedanken der Beschränkung von U-Booten in der Flotte zustimmen könne, daß dieser jedoch nicht auf U-Boote Anwendung finden dürfe. Für diesen stillschweigenden Beschluß sei ihm kein Grund angegeben worden. Er habe die Wirkung gehabt, daß die Franzosen veranlaßt wurden, ihre Zustimmung zu einer Beschränkung der Zahl der U-Boote auf Lande zurückzuführen, eine sehr ernste Veränderung. Tatsächlich hätten die Vertreter der Admiralsität ihre Gleichgültigkeit, wenn nicht gar Feindseligkeit gegenüber den Verhandlungen kaum verhehlt. Er behauptete auch nicht einen Augenblick, daß dieses die Haltung des Kabinetts als Ganzes sei. Er sei oder nicht in der Lage gewesen, das Kabinett von der Wichtigkeit zu überzeugen, eine stärkere Haltung gegenüber den technischen Ratgebern einzunehmen.

Der Kampf um die Kreuzer.

Über die Dreimächtekonferenz über die Seeabrüstung erklärte Cecil, in Genf sei zulage getreten, daß keine vorherige Erörterung zwischen den Mächten stattgefunden habe, so daß jede Gruppe von Sachverständigen mit ihren eigenen Plänen angekommen sei. Sobald er wisse, sei die erste Mitteilung, die man auf englischer Seite von den amerikanischen Vorschlägen erhielt, kam von den englischen Vorschlägen auf amerikanischer Seite, erfolgt, als sie auf einer öffentlichen Sitzung der Konferenz verhandelt wurden. Das Nächste, was klar wurde, war, daß die Amerikaner große Bedeutung dem beizumessen, was sie „Partität“ nannten, des ist Gleichheit der Nebenkampfschiffe, wie die in Washington verein-

barte Gleichheit der Schiffschiffe. Der Erste Lord der Admiralsität und seine Ratgeber in Genf sahen keinen wichtigen Grund, den amerikanischen Standpunkt in dieser Frage nicht anzunehmen. Leider hat diese Entscheidung, abgesehen die britische Delegation tatsächlich ausdrückliche telegraphische Ermächtigung vom Kabinett erhalten, ihr zuzustimmen, einigen der Kabinettskollegen große Besorgnis verursacht. Diese Richtung habe schließlich die Oberhand erhalten. Wenn man sich darauf festsetze, dann gebe es keine Hoffnung auf eine weitere Vereinbarung mit den Vereinigten Staaten über Flottenrüstungen. Die Regierung habe den Festbeschlag dieser lebenswichtigen Verhandlungen verursacht. Er bedrohe die ganze Sache der Abrüstungsvermindern durch internationale Vereinbarung. Wenn sich England nicht mit den Vereinigten Staaten über eine Frage von geringerer Bedeutung in Flottenrüstungen einigen kann, welche Aussicht besteht dann für eine Vereinbarung mit einer Anzahl von Mächten über weit verwickeltere Fragen?

Lewald entlassen.

Er wird in Zukunft Sportverhandlungen führen.

Der Reichspräsident hat den bisherigen Verhandlungsführer für die Handelsvertragsverhandlungen mit Polen, Staatssekretär a. D. Lewald, entlassen. Er spricht ihm in seinem Schreiben den bewundernswürdigen Dank für seine „erfassen Bemühungen“ und die Hoffnung aus, daß seine Arbeitskraft, die er „künftig mehr als bisher der Förderung des deutschen Sportes widmen“ wolle, dem Reich noch lange erhalten bleiben möge.

Die Handelsvertragsverhandlungen können jetzt beginnen.

Der polnische Ministerdirektor Jadowski trifft heute in Berlin ein, um die deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen zu beginnen. Die ersten Besprechungen finden mit dem Reichsaussenminister persönlich statt. Der deutsche Gesandte in Warschau, Kaufher, ist ebenfalls in Berlin eingetroffen.

Kyffhäuserbund und Reichsflaggen.

Ein bemerkenswerter Appell an die Staatsstreue.

Im „Kyffhäuser“, dem Zentralorgan der deutschen Kriegervereine, veröffentlicht der erste Vorsitzende dieses Verbandes, General a. D. v. Horn, einen Artikel über die Flaggenfrage, in dem es u. a. heißt:

„Unser bisheriger Weg der strengen Unparteilichkeit, den wir unter unseren Bundesflaggen gegangen sind, hat sich bewährt und als richtig erwiesen. Wir müssen unseren alten Farben treu bleiben, um unsere hohen Aufgaben lösen zu können. Alle unsere Versammlungen müssen unter diesem Zeichen stehen. Aber mit der Ehrung der Vergangenheit allein ist es nicht abgetan. Wir müssen die Aufgaben der Gegenwart verstehen, um an der Zukunft bauen zu können. Wir müssen uns klar darüber sein, daß alle diejenigen, die sich zum Staate bekennen, die gewillt sind, am Staate und im Staate mitzumachen — und das wollen wir, weil wir es für notwendig halten — auch verpflichtet sind, die Staatsautorität zu stützen. Darum muß auch die heutige Reichsflagge, solange sie besteht, als solche gewürdigt werden, mag dies auch hohe Anforderungen an Herz und Gemüt der alten Krieger stellen. Wird in Einzelfällen Wert darauf gelegt, die Vertreter der Behörden bei unseren Festen zu sehen, und bekommt dadurch die Veranstaltung einen offiziellen Charakter, so müssen wir unsere politische Neutralität äußerlich noch dadurch bekunden, daß wir neben unseren Bundesflaggen auch die Reichsflagge in der verlangten Form zeigen.“

Der Aufsatz ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß sich allmählich auch in den rechtsgerichteten Verbänden die Erkenntnis für die Staatsnotwendigkeit durchsetzt. Man sieht, daß die preussische Regierung selbst vollkommen im Recht war, als sie entgegen der Propaganda der deutschnationalen Richtlinienpolitiker bei allen amtlichen Veranstaltungen das Hisen der Reichsflaggen verlangte. Die Kreise, die bisher unter Berufung auf die sogenannten „un-

politischen“ Verbände den Reichsflaggen die schuldige Achtung versagten, werden nun umkehren müssen. Sache der Republikaner wird es sein, überall dafür zu sorgen, daß es nicht nur bei dem formalen Bekenntnis zu dem neuen Staat und seiner Flagge bleibt.

Zentrumsdrohung an die Deutschnationalen.

München, 17. November. (Mit.)

In einer großen öffentlichen Kundgebung der Zentrumspartei des Wahlkreises München sprach Reichstagsabgeordneter von Guérard über die Haltung der Zentrumspartei im letzten Jahre, wobei er u. a. erklärte: Wer in eine Regierung hineingeht, sei gebunden nicht nur an diese Richtlinien, sondern auch durch tatsächliche Mitarbeit an der Republik. Wenn die schwarz-weißrote Fahne, die wir ehren, von den Rechtsparteien als Partei-fahne und als Symbol für den Wahlskampff mit dem vertriebenen Ziel einer Wiederaufrichtung der Monarchie entzweit werde, dann sei das Ende der Koalition da. Zusammenfassend wies von Guérard dann noch darauf hin, daß das Zentrum bereit sei, die wahre Hüterin der Verfassung zu sein, zusammenzukommen mit allen jenen, die auf dieser Grundlage mitarbeiten wollen. In dieser Beziehung betrachte er auch die Sozialdemokratische Partei als durchaus regierungsfähig. Er sei nicht für oder gegen die Sozialdemokratie. Er habe lediglich die Überzeugung, daß in Deutschland nicht mehr gegen die Arbeiter regiert werden könne.

Domelas Doppelgänger.

Das Bild des Hohenzollernprinzen bleibt verboten.

Bekanntlich hat das Amtsgericht Charlottenburg d. J. entschieden, daß der Prinz Wilhelm v. Preußen keine Persönlichkeit der Zeitgeschichte sei. Der weise Richter mag recht gehabt haben, etwas Ungelegeneres als einen Jollernsprößling dürfte im Augenblick wirklich nicht existieren. Der Maler, der auf dem Rückumschlag seines Domela-Buches das Bild des Prinzen Wilhelm v. Preußen gebracht hatte, gab sich mit dieser Entscheidung nicht zufrieden; er vertrat die Ansicht, daß auch die Vergangenheit ein Stück der Zeitgeschichte sei und daß somit auch Hohenzollernsprößlinge, die der Vergangenheit angehören, in gewissem Sinne immer noch als Persönlichkeiten der Zeitgeschichte zu betrachten seien. Er legte deshalb gegen die Entscheidung des Amtsgerichts, der die Beschlagnahme der Umschläge und die Unbrauchbarmachung des Buches verurteilte, Berufung ein. Die Verhandlung fand heute morgen vor dem Schöffengericht Charlottenburg unter dem Vorsitz des Landgerichtsdirektors Erich Kott. Die Interessen des Malers vertrat Rechtsanwalt Dr. Apfel, die Interessen des Prinzen Wilhelm v. Preußen Rechtsanwalt Dr. Kissberg.

Rechtsanwalt Dr. Apfel polemisierte gegen die Urteilsbegründung der ersten Instanz. Ist das wirklich so, fragte er, daß Prinz Wilhelm allein schon wegen seiner Jugend in einem modernen Staate nicht eine Tätigkeit hätte entfalten können, die ihn zu einer Persönlichkeit aus dem Bereiche der Zeitgeschichte hätte machen können — siehe den sechsjährigen König von Rumänien. Oder ist es möglich, so, daß die Zugehörigkeit des Prinzen zum Hohenzollerngeschlecht ihn zu einer Persönlichkeit aus dem Bereiche der Zeitgeschichte mache? Die Urteilsbegründung behauptet, daß man ihm nicht zumuten könne, mit dem vorbestraften Harry Domela zusammen abgebildet zu werden. Würde der Prinz etwa dagegen protestieren, daß man ihn gemeinsam mit seinem Oheim, dem Prinzen Eitel Friedrich abbilde, der in Rußland wegen Verschlebung von Baletta ins Ausland verurteilt sei, — von der jüngsten Kandidatenfamilie des Hohenzollern ganz abgesehen.

Rechtsanwalt Dr. Kissberg ist jedoch der Ansicht, daß der Prinz Wilhelm nur abgebildet werden dürfe, wenn es sich um eine Darstellung gehandelt hätte, die sich in irgendeiner Beziehung zu seiner Tätigkeit befunden hätte. Die Tendenz ist schließlich doch die, Persönlichkeiten und gewisse Kreise, die in der Geschichte Deutschlands eine gewisse Rolle gespielt haben, lächerlich zu machen.

Das Gericht verwarf die Berufung des Malers und befahl es bei der Entscheidung des Vorberichters. Die Begründung des Urteilspruchs schließt sich inhaltlich dem ersten Entscheid an.

Konzert-Rundschau.

Von Klaus Pringeborn.

Mit einem Mozart-Abend eröffnet Erich Kleiber die Reihe der nun alljährlich nach ihm, dem Dirigenten, umbenannten Sinfoniekonzerte der Berliner Staatsoper; die immerhin mitspielende Staatskapelle, deren Name ja festzuhalten ein Programm bedeutet, bleibt im Programm ungenannt. Mit einem Mozart-Abend, der sich im Lauf der Spielzeit zu einem Mozart-Jahresabend entwickeln soll. Nach den Strapazen des Beethoven-Winters wird ein Jahr Mozart uns doppelt erschließen — meint Kleiber, dem jener Pflicht, dieser Reizungslust ist. Er irrt, und es hat seine guten Gründe, warum immer und überall in der deutschen Konzertwelt, nicht nur gelegentlich des hundertsten Todestages, Beethoven-Abende veranstaltet wurden und werden und kaum irgendein Mozart-Abend. Der Symphoniker hat nicht Beethovens Universalität und erschöpfend-prägnante Endgültigkeit, und im weiten Bereich seiner Dreißigstimmigkeit ist nichts, das, wie die Reinzahl der Beethoven-Sinfonien, zu zyklischer Zusammenfassung drängt. Nur besonders glückliche Umstände der Aufnahme und der Auslieferung könnten das Beginnen dieses Mozart-Jahres rechtfertigen; dem ersten Abend blieben solche Umstände verweigert. Den Anfang also macht, nicht allzu kurzweilig, eine konzertante Sinfonie für Solobläser und Orchester. „Ach habe“, schrieb nach gelanger Gelegenheitsarbeit der Komponist an seinen Vater, „die Sinfonie machen müssen in größter Eile“, und dies Wort scheint auch das Motto der Einstudierung gewesen zu sein. Zum Schluß wird, nachdem Alma Woodie, überraschend ungewöhnlich in Ton und Auffassung, eins der (sechs) Violinkonzerte gespielt hat, die Jupiter-Sinfonie, Ganzstück des Programmes und der Sinfonischen Weltliteratur, ein wenig summarisch heruntermisstert. Vom Dirigenten der Kleiber-Konzerte ist aber zu seinem und zu ihrem Vorteil zu sagen, daß die anspruchsvolle Geste, die den überlegenen Musiker in ihm vorantreiben sollte, und vielen vorgebildet hat, nicht mehr, wie früher, peinlich zu spüren ist. Sein Auftreten nicht nur, auch sein Auftreten ist einfacher, natürlicher geworden, und der bescheidenere Eindruck, den er macht, entlastet uns mit der Erwartung, daß er doch noch seinen Platz im Berliner Musikleben finden wird.

Wilhelm Furtwängler befestigt den seinen mit jedem Jahr. Auch hier, im dritten philharmonischen Konzert: Mozart. Die „Figaro“-Ouvertüre bildet den Auftakt zu dem letzten gehörten C-Dur-Konzert. Neben Solopart unter Walter Gieseking, des Meisterpianisten Händen, unbeschreiblichen Klängepaar gewinnt. Auf Mozart folgt in unmittelbarem Gegenlag ein ganz Feinwerk: Ernst Toch mit seiner „Komödie“ für Dreifach. Das ist ein virtuos gemachtes Stück moderner Musik, mit einem knappen Existenzminimum an thematischer Substanz ausgestattet, ein höchst feierlaufend zum Teil, doch laufend in so schön erweiterter Atemlosigkeit, über lästliche Hindernisse der eigenwilligen Rhythmi mit solchem Elan hinwegzukommen, und das wird von den Philharmonikern so bravourös gespielt, daß der Erfolg, um sich zu engagieren, nicht des ausmutternden Hausorgans bedürft hätte, mit dem noch schönem, allem Brauch die Opposition sich Luft machte. Hauptnummer wird Tschaikowskys, des viel Aufgeführten, fünfte

Sinfonie, in ihrer hinterstehenden Melodie, rhythmischen Einprägbarkeit, schillernden Farbigkeit, wohl die wirkungsvollste, die er geschaffen hat. Trotzdem, Tschaikowsky steht zurzeit nicht hoch im Kurs, er leidet gewissermaßen unter der Beliebtheit, deren er sich erfreut. Über Furtwängler lehrt sich nicht an Kurzwert und Modeparolen. Er führt die musikalische Universalität, die in diesem auf seine Zeit großen — größten russischen Sinfoniker steht, und wie er sie fühlt, legt sie sich in Kraft der nachschaffenden Gestaltung um. Mit den Elementen der Partitur, die er im Kopf trägt, in souveräner Freiheit schaltend, läßt er vom Zwang der eigenen Musterpersönlichkeit getrieben, ein Ganzes von überzeugender Geschlossenheit lebendig werden, und es erfüllt sich zugleich das zeitgeschichtliche Bild des spätromantischen — höchst subjektiven — Sinfoniedirigenten in höchster Vollendung.

Besuch und Beifall bestätigen von neuem Daseinsrecht und Notwendigkeit der philharmonischen Konzerte. Aber der Anblick der künstlich gestülpten Philharmonie beweist nicht das mindeste gegen die fundamentale Heberfähigkeit einer „Gesellschaft der Musikfreunde zu Berlin“, deren öffentliche Wirksamkeit sich in dem Versuch erschöpft, einen Anstus wahrhaft überflüssiger Sinfonienabende — als wäre das Berliner Musikleben nicht überflüssig mit großen Orchesterkonzerten — den Schein innerer Lebensfähigkeit zu leihen. Oder für wen konzertiert die Gesellschaft? Mitglied wird jeder, der ein Abonnement kauft; ihre Geschäftsstelle ist eine Berliner Konzertdirektion. Also: Konzerte wie andere; nur eben: schlechter. Es kommt halt auf den Dirigenten an. Gewiß, Dr. F. K. tut, was er kann, aber das ist nicht viel; er kann viel, viel weniger als er tut. Doch alles Getue, mit dem er sich an der Spitze der Philharmoniker in Szene setzt, täuscht nicht darüber, daß er vor der einfachen Aufgabe — etwa Begleitung einer Operarie — technisch versagt; und was er da neulich mit Tschaikowskys pathetischer Sinfonie getrieben, ihr an unheimlichen, geschmacklos-plump aufgesetzten Nuancen willkürlich zugefügt hat, das enthüllt Unberufenheit unweilsholten Grobes. Vor ein paar Jahren, als er, gelernter Jurist und ungelerner Kammermeister, am Dirigentenpostul debütierte, schien er eine Hoffnung; für die (nicht als Verein eingetragenen) Berliner Musikfreunde hat er aufgehört, eine zu sein.

Vor ostendeten Gästen konzertieren im Bach-Saal, selbst Gäste in Berlin, die „Tschechischen Sängern“ — genauer der Besetzung ihrer Typografie, auf deutsch der Männerchor der Prager Buchdrucker. Ein Arbeiterchor, der an Genauigkeit und Lourenheit Erstaunliches leistet und dank seinem Leiter Professor R. Alm an hoher Stufe der chorischen Kultur steht. Am nächsten das Smetana-Chor, den wir längst kennengelernt, darf er nicht gemessen werden. Aber diese Tschechen haben als Volksgesang die feste Musikalität ihrer Rasse und dazu eine vollstimmlich-nationale Chorleiterin, an der die Stimmen des Chores ständig mitarbeiten. Es ist kaum ein Geleit der Produktion, auf dem wir in Deutschland ärmer sind als eben auf diesem: das wird zwei Tage später, in dem Programm des Konzerts offenbar, mit dem der Männerchor „Solidarität“, unter Führung eines Chormeisters T. H. H., setzt, was er kann, und das ist denn aller Achtung wert. Dies geschieht am Bühnen, und der große Saal der Stadthalle ist von einer erheblichen Besucherzahl gefüllt. Unmöglich im übrigen, mit zwei Ohren den überreichen Musikern

aufzunehmen, der sich da in ein paar Abendstunden über Berlin ergießt. Den größten Hörfreis (und der Rundfunk verhandelt ihn) nimmt das Große Schauspielhaus auf, wo ein Apparat von tausend Mikrophonen für die „Legende von der Heiligen Elisabeth“ ausgebaut ist. (Erstes Datorium von Franz Liszt“, nennt sie, unverständlich, der Zeit der Hundstunde N. G.) Von imponanter Wirkung das Ensemble der Chöre — unter ihnen in großer Zahl Mitspieler des Volkschors —, die Bruno Kittel mit gewohnter Heberlegenheit zusammenhält. Und wunderbar klingt, die Musik des Hauses rühmend, der dunkle Sopran Della Reinhardt durch den Riesensaal. Für die Ungewöhnlichkeit ihres Baritonpartners, Cornelius Bronsgeest, trifft alle Schwere der Verantwortung der Leiter der Veranstaltung: Cornelius Bronsgeest. Er hätte das voraussehen können. Freilich, die Berliner Rundfunkhörer sind an solche Besetzungsmäßigkeiten gewöhnt. Leider aber müssen ihnen die Finessen der optischen Hörspielregie entgehen: zum Beispiel jener scheinbarische Entfall, zum Rollenwandel (der nur geringen Datoriums) Chor und Orchester rosensüß anzuleuchten und gleichzeitig eine Woge von anonymer Rollenlust durch die Arena zu senden. Mit einem Wort: eine wohlgeleitete Bühnenveranstaltung.

Und hoch mondan geht es zur selben Zeit im Admirals-haus ab. Hier gibt es ein Sinfonienmonsterskonzert, die großen Nummern legen sich, ein Star verdunkelt den anderen. Das Tenorwunder Jan Kiepura muß sich, in der vierundzwanzigsten Stunde vor hoch schon geleertem Saal, enthalten und die stimmliche und geistliche Vollkommenheit der Lotte Lehmann ist heute beinahe nur Rahmen: für Theodor Schallapin. Es ist, in der Tat, ein Ereignis, ihn zu erleben. Aller Einwürfe des guten Publikumsgemachs, der Konzertsozialistik, der Stimmpädagogik, spaltet der phantastische Wuchs dieses durchaus einmaligen Künstlers. Er ist ein Mitleid, an Mitleid, doch vor allem auch an innerem Formel, an Reichtum und Fülle der Persönlichkeit. Und ein Riesenspaß wird in ihm, durch ihn lebendig, wenn er dies Lied der Violastifte anstimmt, das er selbstbühmt gemacht hat. Er ist, sagt sich schon der Konzertunternehmer, ein so großer Künstler, daß an diesem Abend das Programm eine Wert fünfzig kostet: nur, weil drin steht, daß — nicht einmal, was er singt.

Bühnenkonzerte in der Musikhochschule. Man erlebte Handels Datorium „Judas Maccabäus“ in einer Aufführung von letzter Schönheit. Hochschüler und Staatskapelle hatten sich zusammengesunden. Prof. Siegfried Ochs fand am Dirigentenpostul, ein weißhaariger Jüngling. Unter seiner temperamentoollen Führung wurden die Linien des Werkes stark und klar, dabei wunderbar nuanciert, nachgezogen. Ein Meisterwerk im musikalischen Aufbau wurde der Fubelchor des Schülerrats, der, langsam auf das feinste abgestimmt, durch den Schwung seiner eben Größe die Zuhörer zu stürmischen, spontanem Beifall hinstieß. Ochs mußte sich schließlich zu einer Wiederholung der Nummer entschließen. Unter ten Solisten lief die erst in letzter Stunde eingespungene Klara Paula Lindberg auf. Der tiefen Erlebenskraft der Sängern sah eine große und biederliche, jenseits kultivierte Stimme ausstrudeln. Hervorragend gut war auch Wilhelm Guttman von der Städtischen Oper, der die Basspartie

Ein strenger Winter im Anzug?

Tiere und Pflanzen als Wetterpropheten. — Früher Abzug der Vögel.

Die Wissenschaft der Meteorologie oder Wetterkunde ist noch nicht so alt und gefestigt, daß sie die Wetterpropheten berufsmäßig und ländlicher „Wettermacher“ ganz verdrängen könnte. In jeden ordentlichen Bauernkalender gehören heute noch die Kennzeichnungen der bösen Tage im Jahr, meist nach Graden eingeteilt in I., II. und III. Ordnung. Sie treffen ja meist nicht zu, aber das geschieht bei den amtlichen Wettervorhersagen oftmals auch. Vor allem lehnt es der Meteorologe ganz entschieden ab, das Wetter auf längere Zeit vorauszusagen. Da befehlen sich unsere Landwirte mit anderen Mitteln, mit Vorzeichen, die sie teils intuitiv, teils aus überlieferten Vorstellungen durch Beobachtung der Natur und der Tierwelt erhalten. Sie glauben, daß schon aus dem Verlauf des Sommers ein Schluß auf das Verhalten des Winters zu ziehen ist.

Ein nasser und langer Sommer, wie wir ihn in diesem Jahr hatten, soll einen kurzen, trockenen und strengen Winter im Gefolge haben und umgekehrt. Wichtiger erscheint das Verhalten der Tiere, die mit ihren seltsamen Sinneswerkzeugen im Stande sind, sich auf die gefährlichste Jahreszeit besser einzurichten als die Menschen. Daß aber auch diese Vorzeichen trügerisch sind, bewies der vorjährige Winter, dem auf Grund des Verhaltens der Tiere und sonstiger Vorzeichen ein hartes Regime vorausgesetzt wurde, was zum Glück nicht in Erscheinung trat. Vor strengen Wintern haben bereits im Juli die Balkenarme hohe Hügel, um sich vor Kälte zu schützen. Der milde Herbst dieses Jahres wird einmal wieder diese Einrichtung verworfen haben. Schnecken und Regenwürmer waren noch bis in die letzten Tage des Oktobers zu sehen, was eigentlich auch nicht für einen strengen Winter spricht.

Ein untrügliches Vorzeichen soll der Vogelzug sein. Unsere Zugvögel haben in diesem Jahr die Heimat ganz programmäßig verlassen, obwohl noch eine Reihe recht schöner Tage folgten. In diesem Jahre konnte man schon im Michaelis herum Wildgänse und Kraniche auf die Reise gehen sehen. Auch das gute Wildpret soll auf einen strengen Winter hindeuten. Die Hausfrau soll beim Eintausch der ersten Bratenteile auf deren Leber achten, nach Fischregeln soll eine spitzlaufende Hechtleber auf einen frühen Winter hindeuten. Von der berühmten Martinsgans ist zu hören, daß sie erst im gebotenen Zustand ihre Prophezeie kundgibt. Erscheint der Brustknochen der Bratgans weiß, so will auch der Winter weiß werden, ist er gebräunt, so kann man auf das Gegenteil schließen. Aber es wird sich niemand darum den Gedanken an der Gans verkümmern lassen. Weipen und Hornissen beschäftigen uns noch spät im Oktober, dieses Zeichen soll strengen Winter ankündigen. Reiche Eichenmast, Schlehhdorn, Hedenrosen und Wispeln mit viel Fruchtbehang gelten als Vorboten eines strengen Winters, ebenso ein gutes Hopfenjahr. Land- und Forstleute sehen in dem langen Laubbehang der Bäume oder aus dem frühen Abfall der Blätter ein Vorzeichen von strengen oder milden Wintern.

Die alten Schäfer, die ja von jeher als Wetterkundige galten, wolle auch diesmal einen strengen Winter prophezeien, obwohl sie im vorigen Jahr gründlich daneben geraten hatten. Sie sehen bedenklich dem in diesem Jahr noch bis lehtin während des Wiesenspiels ihrer Herde zu, diese Unruhe verrät ihnen einen harten Winter. Heidekraut und Ginster waren von unten an reichlich mit Blüten bedeckt, was vor gelinden Wintern n'e der Fall sein soll.

Ob es viel Schnee geben soll, ist nach dem bisherigen Verlauf der Dinge schwer zu sagen, eher scheint es, doch wie mehr mit einem trockenen kalten Winter zu rechnen haben. Dicke trübe Luft und viele Herbstnebel in den nächsten Tagen des November sind Schneefrüher. Hochliegender Altsommer, der dieses Jahr nicht zu stark in Erscheinung trat, will ebenfalls viel Schnee künden. Schmelzende Krühen und Wildpferde im Flug weisen Schnee an, ebenfalls das Bellen des Fuchses in der Nähe der Gehöfte. Bräunung des Holzfeuer und hell leuchtendes Kohlenfeuer wird auf dem rechten Lande als Herannahen von Schnee aufgefaßt. Ein Umschlag des Wetters zum Frost oder umgekehrt zum Tauwetter wird in dem sogenannten Hof des Mondes oder der Sonne gesehen. „Morgenrot bringt Wind und Not“ lautet eine alte Bauernregel.

Wenn diese Wettervorhersagen auch nicht den Anspruch auf absolute Zuverlässigkeit erheben, so wird ein aufmerksamer Leser

trotzdem herausfinden, daß sie auf guter Naturbeobachtung beruhen und den natürlichen Gesetzen des Universums nicht entgegenstehen. Darauf begründet sich jedenfalls auch ihre Brauchbarkeit. Die Meteorologie könnte durch die Untersuchung dieser Erscheinungen jedenfalls manches Neue entdecken, wie sie andererseits auch dann im Stande wäre, abergläubische Vorstellungen zu bekämpfen. Wo heute lehnt sie es jedoch stolz ab, sich mit solchen Kleinigkeiten zu beschäftigen.

Starke Schneefälle in Mecklenburg. Aus dem nordöstlichen Mecklenburg werden Schneefälle von ungewöhnlicher Heftigkeit gemeldet. In der in der Nähe von der mecklenburgisch-pommerschen Grenze gelegenen Stadt Ribnitz und deren Umgebung haben die Leitungsbrücke der Post und des Elektrizitätswerkes durch den Schneefall der letzten Tage erheblichen Schaden erlitten.

Die gefälschten Ungarnpapiere.

Neue Verhaftungen.

Paris, 17. November. (Eigenbericht.)

Im ungarischen Anleihefälschungsandal ist am Mittwochabend eine neue Verhaftung vorgenommen worden. Es handelt sich um einen kleinen Kaufmann namens Haas, der mit den Brüdern Carboni befreundet war und mit ihnen das gleiche Hotel bewohnte. Haas war insbesondere mit der technischen Durchführung der Anleihefälschungen beauftragt. Er hatte nicht nur die gefälschten Anleihestücke zur Abstempelung vorzuliegen, sondern er hatte auch die Sendungen von Deutschland an der Bahn abzuholen. Blumenstein und die Brüder Carboni brachten bei jeder ihrer zahlreichen Reisen nach Deutschland große Koffer ungarischer Anleihestücke mit sich. Einmal gelang es Haas nicht, diesen Koffer unbeschädigt durch den Stadtpost zu bringen. Die Koffer wurden geöffnet, und weil kein Erlaubnischein der Kapitalkontrollkommission beigebracht werden konnte, beschlagnahmt. Als Carboni von diesem Mißgeschick erfuhr, meinte er seelenruhig: „Das ist weiter nicht schlimm. Ich kenne einen Abgeordneten, der ein guter Freund von mir ist, und der wird die Sache schon wieder in Ordnung bringen.“ In der Tat wurden die beschlagnahmten Koffer wenige Tage darauf ausgeliefert. Der Polizei ist es noch nicht gelungen, festzustellen, ob es sich in der Tat um eine parlamentarische Intervention in dieser Schieberangelegenheit handelt.

Was die Schieberungen in den Aktien der russisch-asiatischen Bank anbelangt, so hat sich herausgestellt, daß der verhaftete Bankier de Pollos der Pariser Polizei schon seit längeren Monaten als Agent der russischen Botschaft bekannt war. Er soll dort ständig ein- und ausgegangen sein. Die Polizei hat aber bisher noch nicht feststellen können, auf welchem Wege die Aktien nach Frankreich eingeschmuggelt wurden und inwiefern sich die russische Botschaft dabei beteiligt hat.

Unsere Rache.

Der „Berein der Tierfreunde“ und die Redaktion von „Mensch und Hund“ gab am Montagabend einen Vortragsabend. Zunächst las eine Dame zwei kleine Geschichten vor, die sich mit Tieren beschäftigten; darauf ergriff Magnus Schwantje, Vorsitzender des Bundes für radikale Ethik, das Wort. Er benutzte die Gelegenheit, gegen die Vivisektion zu sprechen. Er berichtete über die englische Abteilung gegen die Vivisektion, die auch ein Hospital errichtet habe, wo nur Verste arbeiten, die nicht vivisizieren. Es dürfen dort auch keine Präparate verwendet werden, die auf dem Wege der Vivisektion erlangt werden. Das Hospital erlaubt sich trotzdem der größten Beliebtheit und die Erfolge, die erzielt werden, stehen nicht hinter denen der anderen Krankenhäuser zurück. Man hat in England auch ein Schlachthaus errichtet, um diejenigen Tiere, die doch noch geschlachtet werden müssen, wenigstens vor einem grausamen Tode zu bewahren. Ein Herr Jannemann, Vorsitzender der „Berliner Rachenrunde“, räumte dann mit der Legende der Rache auf. Eine Rache hat Würde und läßt sich nicht von dem Willen

Schon immer . . .

Stalinks und Trowitsch sind dicke Freunde. Die Ränner steten zusammen, die Frauen klatschen stundenlang vor der Haustür. Wenn Frau Trowitsch kößt, bringt sie Stalinks eine Kostprobe über den Flur. Stalinks, der Briefe von außerhalb empfängt, löst die Karten ab und schenkt sie an Trowitschs Sproßlinge. So leit man viele Jahre in trauriger Harmonie.

Bis eines Tages Stalinks Dadel in Trowitschs gute Stube macht. Und Trowitschs Jüngster dem Dadel einen Fußtritt gibt. Und Frau Stalinks dem Jüngsten eine Mausehelle haut. Und Frau Trowitsch Zustände kriegt. Und Trowitsch seiner Gattin beiseit. Und Stalinks die Holzart holt.

Seit diesem Tage ist alles enigwei. Grimme Feindschaft trennt die Familien.

„Ein Gauner, dieser Trowitsch“, haut Stalinks Trampfas auf den Stalisch, „so etwas von Rogeln beim Stak hab ich noch nicht erlebt. Seit ich den Kerl kenne, betrügt er.“

„Stalinks — ein abler Schieber!“, verbreitelt Trowitsch im Geheiß. „Mit seiner Auslandskorrespondenz — man weiß ja, was dahintersteckt: ein internationales Schwindelkonförium. Davon lebt der Mann nun seit Jahren.“

„Sie ahnen gar nicht, wie geizig dieses Weib ist!“, schüttelt Frau Stalinks beim Gemütskämpfer ihr Herz aus. „Wenn die Trowitsch Kuchen kößt, schließt sie ab und läßt sagen, sie wäre ausgegangen. Nur damit andere nichts abbekommen. Dabei riecht man die Verschönerung über den ganzen Flur. So gaunerierte sie schon immer.“

„Die reinste polnische Wirtschaft bei der!“, zeigt Frau Trowitsch quer über den Boden hin. „Die Kinder laufen zerrissen rum und der Dadel macht die Stuben voll. Glauben Sie, daß die einmal Staub gewischt hat, seit ich sie kenne.“ . . .

Rachwort.

Die Geschichte ist erfunden. Wahr dagegen ist folgendes: „Rote Rahne“ vom 16. November 1927: „Trotzt mir schon immer ein Gegner des Bolschewismus.“ Jonathan.

Städtische Oper: Primo Baller leitet die Vorstellung von „Tristan und Isolde“ am Sonntag. In ihr tritt zum erstenmal Ranns Larsen-Ebensen, die Hochdramatische der Metropolitan Opera in New York als Solist auf.

Musiknachtsge. Am 20. 10 Uhr. brechen im Alten Museum Dr. von Wollow über „Griechische Vasenbilder des 4. Jahrhunderts“, im Kaiser-Friedrich-Museum Dr. Kühn über „Berühmte islamische Kunst“, und im Museum für Völkerkunde Dr. Rann über „Küngere Steinzeit in Mittel- und Westeuropa“. Zellermerarten 50 Fig. vor Beginn am Eingang.

Jerne Teile list an ihrem zweiten Abend am 20. im Meterrjal aus den Werken von Riksch, Tolstoj, Goethe, Homer, Whitman.

Frank Thiel list am 18. 7/30 Uhr im Veneraal des Herren-kaus eine neue unerschütterliche Komödie „Angst und Götter“ und ein Kapitel aus dem Roman „Das Tor zur Welt“.

Die Galerie 3. Colper. Kunstfreundinnen 283, eröffnet am 20. 12 Uhr, eine Kollektiv-Ausstellung des jungen Holzhändlers Nan Glanz, der diesmal zum erstenmal in Deutschland in die Leffentlichkeit tritt.

des Menschen beeinflussen, sie wird immer Distanz halten, aber von Falschheit ist dabei nicht die Rede. Nur der Mensch, der der Rache niemals ganz sicher ist, legt ihr dies als Falschheit aus. Es ist falsch, von Rachegeboten oder Hundstrecken zu sprechen, und so ein Tier gegen das andere auszuspielen. Echte Tierfreunde schätzen das Tier, nicht die besondere Rasse. Der beste Redner des Monats war Justizrat Fraentl. Er sprach über Tierschutz und Tierrecht. Was er vorbrachte, waren keine Sentimentalitäten, sondern die zu einem gewissen Grade Notwendigkeiten. Er wandte sich zunächst gegen die egozentrische Einstellung des Menschen, der sich zum Mittelpunkt der Schöpfung macht. Alle Lebewesen haben den Willen zum Leben, deswegen muß man ihr Leben schützen.

Ausgerechnet in Treptow.

Abenteurer eines Provinzortels in einem kleinen Café.

Man hört immer wieder, daß der Zufall im Leben eine große Rolle spielt. Folgendes Geschichtchen, das wenig wahrscheinlich klingt und sich längst zugetragen hat, beweist wieder einmal, wie der Zufall mitunter spielt.

Zugendwo in der Mark, einige fünfzig Kilometer von Berlin entfernt, besitzt der Landwirt Martin D. ein nicht unbedeutendes Anwesen. Er ist ein Mann in den fünfzigern, der äußerlich einen guten, sympathischen Eindruck macht, durchaus vermögend, gehört also nicht zu den ewig notleidenden Landwirten. Die Ehe mit seinem noch ziemlich jungen, hübschen Weibchen blieb kinderlos. Nun hat Martin oft in Berlin geschäftliche Dinge zu erledigen, die er dann gewöhnlich mit der Erledigung anderer Sachen zu verbinden pflegt, und als er sich eines Tages wieder einmal auf den Weg machte, fiel das seiner Frau weiter nicht auf, die den Ehegatten ruhig ziehen ließ. Martin fuhr, sein gekleidet und die Tasche voll Geld, nach Berlin. Er wollte sich nämlich auch in dem Sünderbade amüsieren. In einem Hotel am Bahnhof Friedrichstraße bezog er ein Zimmer. Raum hatte er sich in den Strudel des Berliner Lebens gestürzt, als er auch schon die erste Bekanntschaft machte. Ein kleines, blutjunges Mädchen war seine Auserwählte, das vorgab, irgendwo in einer großen Firma Stenotypistin zu sein. Martin war Kavaller, er führte die Kleine in verschiedene Lokalfitäten und amüsierte sich köstlich. So vergingen mehrere Tage. Martin war sehr, und in dieser unternehmungslustigen Stimmung fuhr er mit der Kleinen per Auto in das östliche Berlin und landete in später Abendstunde in Treptow, wo beide ein kleines, verschwiegenes Café aufsuchten. Der Herr vom Bunde zeigte sich von der gefreudigsten Seite. Er schmiß mit dem Gelde nur so herum und ließ bald das ganze Lokal, das in der Hauptsache von Liebesspärgeln frequentiert wird, auf seine Kosten mittrinken.

In einer Nische jedoch sah noch ein Paar, das sich an dem Trübel nicht beteiligte. Die beiden waren wohl zu hören, aber nicht zu sehen, und da Martin seine Strohmantel richtig gesehen und feiern wollte, erhob er sich schwankend und trat auf das Pärchen zu. Im nächsten Moment jedoch hallte das Lokal von einem wilden Getöse wider. Dazwischen tönte eine kreischende Frauenstimme, die schließlich in Schreien überging. Alles stürzte herbei, neugierig und gespannt. Was war geschehen? Die Erklärung ließ nicht lange auf sich warten. Martin hatte in der Begleiterin des Herrn in der Nische seine Frau erkannt, die er sicher und wohlbehalten da draußen auf seinem Gute wählte, und mit eigenen Augen hatte er sehen müssen, wie vertiebt sie mit ihrem Begleiter getan hatte. Und ausgerechnet in Treptow mußten die beiden sich auf ihren Abwegen ertappen, und konnten sich gegenseitig noch nicht einmal etwas vorwerfen. Der betrunkene Landwirt benahm sich dann aber so wenig gefittet, daß er nach Bezahlung seiner Zechen von Polizeibeamten herausgeführt werden mußte, gefolgt von seiner Frau. Auf der Straße ging der Krach weiter, der schließlich in Täuschlichkeiten ausartete und eine gewaltige Menschenmenge herbeilöste, die auf ihre Kosten kam. Was die beiden sich gegenseitig an den Kopf warfen, waren keine Schmeicheleien und Zärtlichkeiten mehr. Wüthlich jedoch lag sie ihm laut weinend in den Armen und was im nächsten Moment geschah, löste ein homerisches Gelächter aus: Beide drückten und lühten sich übergelüht. Und als eine zufällig des Weges kommende Autodrosche erschien, rief der Chemann den Wagen heran. Beide stiegen ein und fuhren als glücklich Wiedererlebte nach bannen.

Wieder ein ganzer Geldschrank gestohlen!

Bei den Geldschrankeindrechern scheint es jetzt Mode zu werden, nicht nur den Inhalt der Geldschränke und Tresore mitzunehmen, sondern gleich den Schrank aufzupacken und wegzuschleppen. Erst kürzlich wurde von einem solchen Fall berichtet. In der vergangenen Nacht hat nun eine Kolonne den Tresor eines Buttergeschäftes in der Kleiststraße 19 zu Charlottenburg gestohlen. Die Diebbrüder drangen zuerst in einen leerstehenden Laden und von dort durch die Wand in das Buttergeschäft ein. Hier wuchteten sie den an die Wand geschmiebelten etwa 3 Zentner schweren Geldschrank los, schlossen die vordere Eingangstür des Geschäftes auf und schafften ihre schwere Last hinaus. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß sie den Schrank, der etwa 7000 M. enthielt, entweder mit einem Handwagen oder mit einem Auto abgefahren haben. Bemerk hat sie niemand. Erst morgens sah ein Wächter, daß die Ladentür weit offenstand und entdeckte das Fehlen des Schrankes. Mitteilungen von Passanten, die vielleicht den Transport beobachtet haben, erbitet Kriminalkommissar Büniger, Dienststelle B. 6 im Polizeipräsidium.

Das Spiel mit der Waffe.

Waffen in den Händen Jugendlicher haben schon viel Unheil angerichtet. So wurde gestern Abend durch leichtsinniges Handeln eines Bierzechnjährigen mit einem Revolver im Hause Oranienstraße 3 wieder ein schwerer Unfall verursacht, der in seinen Einzelheiten noch der Klärung bedarf. Der 14jährige Erwin A. aus der Biognier Straße hatte am Nachmittag seine Tante in der Oranienstraße 3 aufgesucht. Der junge Mann zeigte in Abwesenheit der Verwandten seiner 13jährigen Cousine Dorothea Ruby einen Revolver. Wüthlich kam er dem Abzug der Waffe zu nahe, und ein Schuß ging los. Mit einem Kufschrei brach das Mädchen zusammen; die Kugel war ihr in die Stirn gedrungen. Der leichtsinnige Schütze flüchtete in seiner Angst, nachdem er aber noch zuvor Hausbewohnern Mitteilung von dem Unglück gemacht hatte. Dorothea A. wurde zur Rettungstelle 4 gebracht, wo der Arzt einen schweren Kopfschuss feststellte und die sofortige Ueberführung in das Urban-Krankenhaus anordnete. A. ist bisher noch nicht nach Hause gekommen.

Einbrecher als Zeitartisten.

Einen gefährlichen Weg gingen unbekannte Einbrecher, die einer Schuhfabrik in der Gerdtstraße einen nächtlichen Besuch machten. Vom Dache des Gebäudes aus schlangen sie sich an einem Seil zu einem offenstehenden Fenster der Fabrikationsräume im vierten Stock hinab, stiegen ein und stahlen 72 Paar Herren- und Damenschuhe, sowie einen größeren Posten unverarbeitunges Leder, im ganzen für etwa 5000 M. Sie mußten mit Hilfe eines Seiles die Beute auf das Dach hinaufgeschoben und dann auf dem gleichen Wege gefolgt sein.

Das Ergebnis des Schaufrüherens. Beim Schaufrüheren des Damenfrüher- und Verleumdung-Gesellschafts-Berlin 1884, über das wir berichteten, wurden am Schluß der Veranstaltung die fünf besten Verleumdungen durch Ehrenpreise prämiert. Die Namen der drei besten Preisträger sind Lutz, Rau und Hagen.

Schiffsunglück im Stockholmer Hafen. Im Stockholmer Hafen wurde eine Rotorgalasse von einem Dampfer gerammt. Die Rotorgalasse sank augenblicklich. Ihre aus fünf Personen bestehende Besatzung fand den Tod.

übernommen hatte. Der Entfaltungsmöglichkeit seines Organs sind Grenzen gesetzt. Aber das zur Verfügung stehende Gebiet hat der Sänger im besten Sinne fruchtbar gemacht. Er schuf eine Leistung von starker Eindringlichkeit. Würdig reichten sich Hebe Türk und Elise Räder diesen Sängern an. Kammeränger Fritz Sont, dem der „Judas“ übertragen worden war, benutzte sich anfangs leider damit, notengetreu zu singen, und wuchs erst allmählich in die Größe seiner Aufgabe hinein.

Hannetes Himmelfahrt im Wohlhals-Theater. Man soll von diesem Theater keine darstellerischen und regletechnischen Leistungen erwarten, die denen der Reinhardt-Bühnen oder dem Staatstheater Konkurrenz machen. Trotzdem darf man ein geschlossenes Ensemble und wenigstens das Bemühen um Wahrheit der Darstellung fordern. Leider fehlte Ensemble und Wahrheit. Zugegeben, daß die Gefahr nahe liegt, ins Süßliche zu entgleiten, und aus den Visionen und Friederichsphantasien des armen Hannetes guigebaute Opernfinale zu fabrizieren, so braucht man doch nicht derart entschieden daneben zu spielen. Die Engel sangen beispielsweise die wunderbaren Hauptmännchen Verse wie auswendig gelernte Sprüche her, Gretel Edmund verwechelt das Proletariat mit dem elischen Wesen Rautendelphin, das bestimmt leichter zu spielen ist. Sie kollektiert mit ihrer Stimme und macht die typischen Bewegungen der Noiden. Auch der Lehrer Gottwald und der Maurer Wotern kommen kaum über die Schablone hinaus. Befriedigend sieht man Nebenrollen besetzt. Georg Spidel spielt den alten Welsche als zahllosen Rummelgais, ohne zu karikieren oder überzubetonen und Willi Coper stellt einen gut gezeichneten Lubentip auf die Bühne. Aber der Gesamteindruck der Aufführung ist unbefriedigend. Auch das Wohlhals-Theater könnte Besseres leisten.

Kleist und Goethe. Prof. Dr. Georg Rinde-Pouet sprach in der Berliner Ortsgruppe der Goethe-Gesellschaft zu dem Thema „Kleist und Goethe“. Goethe, der kleinen Geister gegenüber mit Anerkennung und Zustimmung nicht kargte, zeigte sich dem Gen'e eines Kleist gegenüber verständnislos. Der „Jerbroschene Krug“, den Goethe nach langem Widerstreben in Weimor zur Aufführung brachte, wurde von ihm durch die ganz unsinnige Aufstellung in drei Akte der Klarheit des Aufbaus beraubt, und es mutet fast wie Hohn an, wenn Goethe in einem Brief an Johannes Falk schrieb, daß das Werk wohl seine Qualitäten habe, daß es ihm aber an einer rasch durchgeführten Handlung fehle. Es scheint beinahe, daß Heines Behauptung, Goethe habe Angst vor jeder echten Begabung und fördere nur die Mittelmäßigkeit, zu recht besteht. Doch Prof. Rinde-Pouet lehnte es ab, Goethe so kleinlichen Neid zuzumuten. Er sieht die letzten Zusammenhänge der Gegenseite zwischen den beiden Dichtern in ihrer zu engen geistigen Verwandtschaft. Goethe, der sich zu dem griechischen Schönheitsideal einer massvollen Harmonie durchgerungen hatte, hatte sich damit von seiner eigenen Jugend abgewandt. Jetzt wurde sie ihm durch Kleist, der in dem Orakel und der geschlichen Tragödie die Wildheit und das Dämonische erklaute, wieder nahegebracht. Prof. Rinde-Pouets Auffassung, daß Goethe innerlich noch nicht der abgeklärte „Geheimdecker“ war, als der er sich gab, und seine apollinische Ruhe durch den Stürmer Kleist bedroht fühlte, erfährt in der Tat den Kernpunkt des Problems „Kleist und Goethe“. S—

